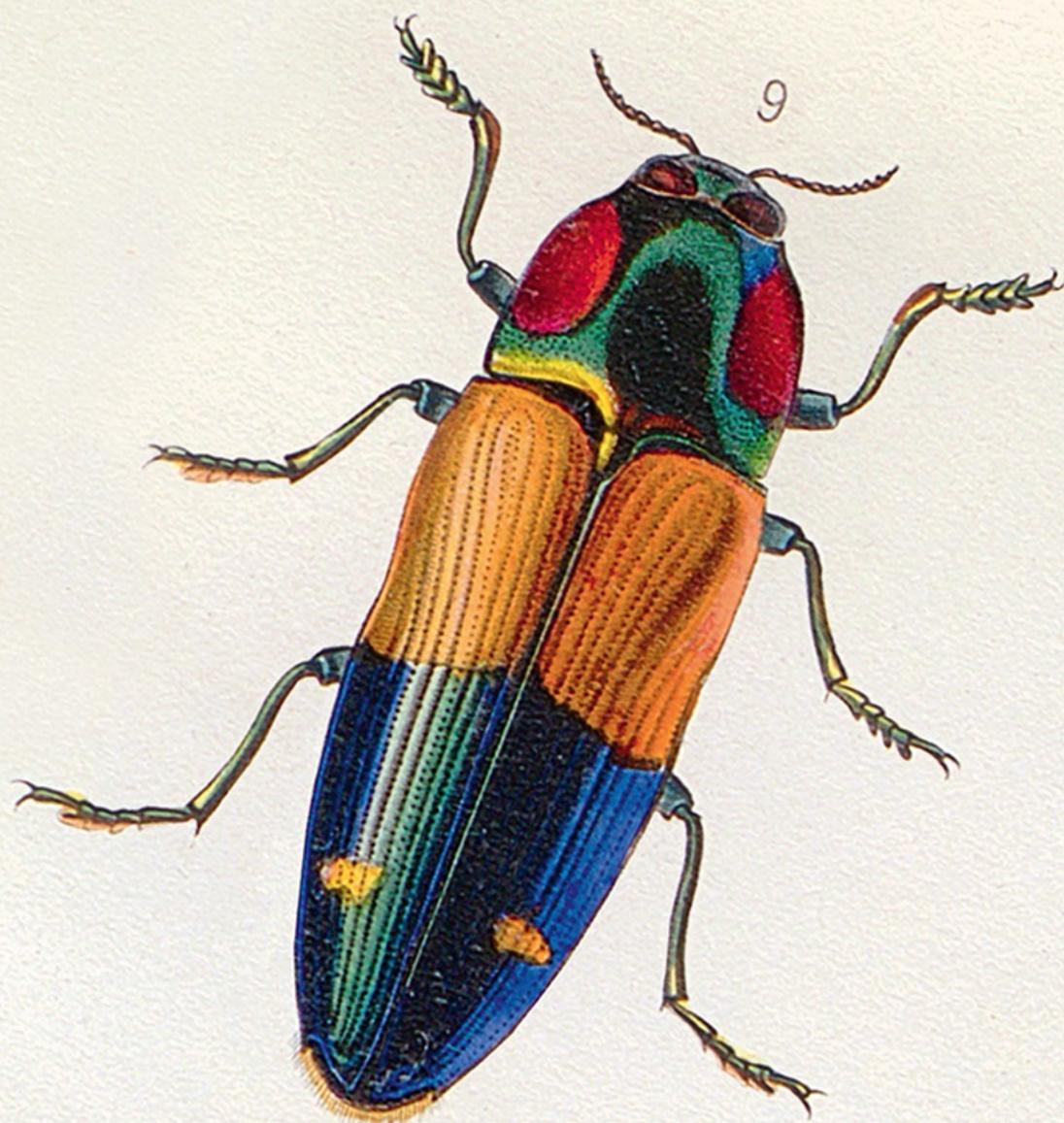


Anselm Oelze
WALLACE

Roman Schöffling & Co.



Mutter, ohne auch nur das geringste Anzeichen von Eile oder Gereiztheit zu zeigen, an der Küchenhexe stand, mit dem Schürhaken die Glut verteilte und einen Herdring herausnahm, um die Soße für den Braten zuzubereiten. Neben dem Esstisch baute Thomas seine Kamera auf und rollte mit den Augen, jedes Mal wenn Fanny den Raum durchquerte.

»Alfred, ich liebe sie ja, deine Schwester«, sagte er. »Aber manchmal, da kommt sie mir mit ihrer Ungeduld und Hektik vor wie eine Fünfjährige. Und das Letzte, was mir jetzt noch fehlt, ist, dass sie mir den teuren Apparat von der Halterung reißt.«

Vorsichtig schraubte er den schwarzen, topfgroßen Kasten auf das Stativ mit den ausziehbaren Holzbeinen. Dann setzte er die Kassette ein und legte ein schwarzes Tuch über den Kasten. Fanny kreuzte erneut das Esszimmer und warf einen abfälligen Blick auf die Apparatur. Thomas hatte eigens einen Kredit für die Anschaffung aufgenommen. Aber immer dann, wenn jemand über den hohen Preis der Ausrüstung erschrak, erklärte er, er werde das Geld mit einem kleinen Ladengeschäft für Photographie – ein bisher kaum erschlossener Markt mit enormem Wachstumspotential! – schon bald wieder eingespielt haben. Wenn die Londoner erst einmal begriffen hatten, dass ein Foto von der Familie, vom Jagen in den Wäldern oder vom Besuch des Jahrmarkts an der Themse in keinem ordentlichen Haushalt fehlen durfte, würden sie alle zu ihm kommen – alle! –, und sie würden ihm die belichteten Kollodium-Nassplatten aus der Hand reißen, noch bevor er sie in der Dunkelkammer mit Eisensulfatlösung übergossen und entwickelt haben würde. Mit ein wenig Übung und Geschick würde er es schon bald so weit bringen wie die wenigen Experten auf dem Gebiet, die wogende Menschenmengen, schäumende Ozeanwellen, galoppierende Pferde, ja sogar blitzschnelle Gewehrkugeln einzufangen vermochten. Wer wünschte sich denn nicht, in einer so schnelllebigen Zeit wie dieser, die Zeit selbst anzuhalten und einen Moment lang einzufrieren?

Aus der Küche trat Mutter ins Esszimmer, in den Händen eine große Platte mit zartrosafarbenem Roastbeef, außen knusprig braun, innen schön saftig und hier und da blutig. Hinterdrein stolperte Fanny mit einer Schüssel Möhrengemüse und einem Teller Yorkshire Puddings. Sie platzierten alles auf dem Tisch, rückten Teller und Besteck zurecht und baten darum, Platz zu nehmen, bevor sie sich selbst hinsetzten. Thomas blieb stehen, hantierte mit der Kamera, verschwand unter dem schwarzen Tuch und wollte bereits den Zeigefinger heben und zum Stillhalten auffordern, als Mutter sich plötzlich umblickte. Ihr Blick fiel auf den leeren Stuhl ihr gegenüber, und der junge Bärtige spürte, wie ihm die Brust eng wurde. Auch Fanny starrte auf den unbesetzten Platz neben ihm, und in ihre Augen trat ein unruhiges Zucken. Thomas stand noch immer vom Tuch bedeckt hinter der Kamera.

»Wo ist Herbert?«, fragte Mutter.

Niemand antwortete.

Thomas kam unter dem Tuch hervorgekrochen und schaute ihn an.

»Alfred?«, fragte er.

Alle schauten jetzt auf ihn. Die Blicke wanderten zwischen ihm und dem leeren Platz hin und her, er sagte nichts, nur sein Atem wurde immer schwerer.

»Alfred?«, fragte nun auch Mutter, aber anders als bei Thomas lag bei ihr bereits ein ängstliches Beben in der Stimme.

Fanny wurde blasser. Sie war ohnehin schon eine empfindliche Natur, aber die plötzliche Unruhe der sonst so gefassten Mutter übertrug sich auf sie wie eine schnell ansteckende Krankheit. Sie riss nervös an der Serviette herum und tupfte sich die Stirn.

»Alfred, wo ist Herbert?«, fragte Mutter und versuchte, die Fassung zu bewahren.

Er saß auf seinem Stuhl und schaute sie an. Das Seil um seine Brust zog sich immer enger.

»Wo ist Herbert, Alfred?«, rief Fanny, und ihre Stimme klang jetzt schmerzhaft hoch.

Beide, Fanny und Mutter, riefen nun im Chor: »Wo ist er denn? Alfred, sag doch etwas! Wo ist er?«

Er saß da, wie erstarrt auf seinem Stuhl, das Seil so festgezurrert um seine Brust, dass es ihn fast erstickte, und wollte, mit dem bisschen Luft, das ihm noch blieb, antworten. Allein, es funktionierte nicht.

Er wollte ihnen sagen, was passiert war, wollte es erklären, wollte sich erklären, schließlich konnte er ja nichts dafür. Nein! Er konnte nichts dafür! Aber so sehr er auch versuchte, sich ihnen mitzuteilen, seine Lippen, seine Zunge, seinen Kehlkopf bewegte, es kam nichts dabei heraus. Keinen einzigen Ton, nicht den leisesten Hauch eines Lauts brachte er hervor. Seine Stimme war völlig verschwunden. Alle Anstrengungen, sich verständlich zu machen, schienen vergebens. Um ihn herum waren nur noch das Geschrei und die Rufe von Mutter und Fanny und inzwischen auch von Thomas: »Alfred! Alfred! Wo ist Herbert?«

Er fuhr erschrocken nach oben, als der Indianer ihn sachte an der Schulter berührte. In der Hand hielt er ein fettriesendes Stück gebratenen Fleisches. Der junge Bärtige richtete sich langsam auf, schaute sich um, spürte die brennende Sonne auf seiner Stirn und den nassen Sand in seinem Rücken. Er brauchte einen Moment, um zu sich zu kommen.

In einigen Fuß Entfernung lag aufgeschlitzt der ausgeweidete Alligator. Der Schwanz der Echse wirkte plötzlich kümmerlich und wehrlos. Aus seinem Inneren quoll eine bräunlich-ölige Flüssigkeit. Der Fluss strömte schweigend vor sich hin, so als wäre nichts geschehen. Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Der Körper des Alligators war so von Schrotkugeln durchlöchert, dass er sich fragte, wie der Indianer ihn unbeschadet aus dem Wasser hatte retten können. Angestrengt überlegte er, was »unbeschadet« auf Portugiesisch

hieß. Meistens nämlich funktionierte es recht gut, die wenigen Brocken Portugiesisch, die er beherrschte, mit jenem melodien Singsang und dem geheimnisvollen Wispern der Indianersprachen zu intonieren. Zwar hatte das Ergebnis nur in den wenigsten Fllen etwas mit dem offiziellen Vokabular der *Lingua geral* zu tun, der behelfsmäßigen Sprache, die die Jesuiten zur Verständigung mit den Eingeborenen aus dem Portugiesischen sowie dem Hauptdialekt der Tupi entwickelt hatten, aber dennoch konnte er sich häufig damit durchschlagen. Freilich funktionierte dieses Vorgehen nur für allereinfachste Alltagssituationen, und selbst in diesen stieß er immer wieder an seine Grenzen.

Schmerzhaft bewusst war ihm das zuletzt vor seiner Bekanntschaft mit dem Indianer im Flusshafen von Barra geworden. Sein ursprünglicher Plan lautete: Zwei Tage Post und allgemeine Besorgungen erledigen, zwei Tage Ausschau nach einem ortskundigen Begleiter für die folgende Fluss- und Walderkundung halten, zwei Tage gemeinsam die Reise vorbereiten. Doch wie so oft hatte er diesen Plan unter Ausschluss der Wirklichkeit gemacht.

Barra war ein staubiger Marktflecken am Ostufer des Rio Negro. Die Straßen waren schnurgerade, aber ungepflastert und von riesigen, rötlichen Erdbuckeln übersät. Die Einwohnerschaft bestand zu einem Teil aus weißen eingewanderten Europäern und mehr oder minder hellhäutigen Mestizen, zu einem anderen Teil aus rotbraunen Indianern. Unter diese mischten sich als tiefschwarze Punkte entlassene oder entlaufene Sklaven. Trotz aller Unterschiede einten sie die Beweggründe, aus denen sie nach Barra gekommen waren: Sie wollten hier, mitten im Regenwald, am Zusammenfluss von Amazonas und Rio Negro, fernab der Küste des Atlantiks, das große Glück finden. Jedoch gefunden hatte es noch keiner von ihnen, und so saßen sie nun alle zusammen in dieser den Stadt, trieben ein wenig Handel, spielten und tranken und warteten auf den Tag, an dem ihnen das Glück doch noch begegnete.

Der junge Bärtige hatte geglaubt, sich diese Situation zunutze machen zu können. Jeden Vormittag ging er die lange Hauptstraße hinunter, schaute nach links und nach rechts, und sprach die jungen Männer an, die vor den Trinkstuben lungerten und auf eine sinnvolle Beschäftigung zu warten schienen. Mit den wenigen Ausdrücken, die ihm zur Verfügung standen (Erkundung, Wald, Fluss, Kanu, Sammeln, acht Wochen), erklärte er, eine solche Beschäftigung bieten zu können. Doch schon nach wenigen Tagen merkte er, damit keinen Erfolg zu haben. Meist verstanden die jungen Männer gar nicht, was er überhaupt von ihnen wollte. Und je angestrongter und wortreicher er sich bemühte, desto weniger Verständnis kam dabei herum. »Kanu, Kanu, Fluss, Fluss«, riefen sie ihm zu und zeigten mit den Fingern in Richtung Hafen. Und wenn dann doch einmal jemand verstand, worauf er eigentlich abzielte, begriff derjenige nicht, wie man ausgerechnet solch eine Absicht haben konnte: Wald, acht Wochen, Sammeln? Einige junge Männer, insbesondere

ehemalige Sklaven, liefen sogar vor dem jungen Bärtigen davon, weil sie meinten, in Wirklichkeit keinen Artensammler (was sollte das überhaupt sein?), sondern einen Plantagenbesitzer vor sich zu haben, der unter dem Deckmantel des Naturinteresses nach ihrer Freiheit trachtete.

Nach zwei Wochen vergeblichen Wartens meldete sich ein junger, kräftiger Mann. Das Anliegen habe sich in der Stadt herumgesprochen, erklärte er und versicherte, den jungen Bärtigen begleiten zu wollen. Freudig, den nahenden Aufbruch bereits vor Augen, wies er den Mann in die täglichen Aufgaben ein. Er zahlte einen anständigen Vorschuss und wartete am nächsten Morgen in aller Frühe mit gepackten Sachen am Fluss. Tatsächlich erschien der Angeworbene im Hafen, brachte jedoch die kühnsten Ausreden hervor, weshalb ihm eine Mitfahrt nun doch unmöglich sei. Und dieses Schauspiel wiederholte sich in den folgenden drei Wochen mit drei weiteren angeblich willigen Helfern. Einer trat seinen Dienst gar nicht erst an und blieb spurlos verschwunden. Ein anderer wartete nicht allein am Boot, sondern stand plötzlich in Begleitung von zwei Frauen und fünf Kindern da, die, wie er erklärte, wenschon, denn schon, unbedingt mit auf die Reise kommen müssten. Der dritte schließlich wandelte die Lohnanzahlung bereits am Vorabend der geplanten Abreise vollständig in Cachaça um und lag, als der junge Bärtige bei Sonnenaufgang im Hafen erschien, völlig delirierend im Boot, unfähig, auch nur einen Finger zu rühren. Nach über einem Monat hatte er also noch immer keinen Helfer gefunden, und er beschloss, die nächsten Wochen in das Studium der *Lingua geral* zu investieren, um sich endlich schneller und besser verständlich machen zu können.

Doch allzu weit kam er damit nicht. Schon zwei Tage nach seinem Beschluss tauchte ein junger Indianer bei ihm auf. Er schickte ihn weg, weil er glaubte, nur einen weiteren Nutznießer vor sich zu haben, der aus seiner Notlage Kapital schlagen wollte. Der Indianer aber ließ sich nicht beirren und besuchte ihn jeden Tag aufs Neue. Erstaunlicherweise stellte er weder irgendwelche Fragen noch irgendwelche Forderungen. Er saß einfach nur da, wartete und lächelte. Am fünften Tag nahm der junge Bärtige ihn mit zum Hafen. Mit ausholenden Gesten, allerlei Handzeichen und laut und deutlich gesprochenen Worten beschrieb er, welche Dinge vor der Abfahrt noch zu besorgen seien: Tee, Kaffee, Zwieback, Maismehl, Zucker, Käse und Reis. Allerdings machte er sich, um ehrlich zu sein, keinerlei Hoffnung, dass der Indianer auch nur eine seiner Gesten, eines seiner Handzeichen oder eines seiner Worte verstand.

Umso überraschter war er, als er den Indianer am nächsten Morgen abreisefertig im Kanu sitzen fand. Alle Sachen hatte er besorgt, im Boot verstaut und sogar ein bisschen Pökelfleisch als zusätzliche Wegzehrung eingepackt. Der junge Bärtige lud seine Kisten dazu, stieg ins Boot und freute sich, nun, nach anderthalb Monaten des Wartens, endlich auf den Rio Negro vorstoßen zu können.

Das Problem mit der Sprache aber war geblieben. Während der Indianer das gebratene Alligatorenfleisch anbot, fielen ihm alle möglichen Wörter ein – *apegáua* für Mann, *jacaré* für Alligator und, wenig brauchbar in diesem Moment, auch *parawá* für Papagei, aber das gesuchte wollte sich nicht einstellen. Beim Anblick des Fleischstücks verspürte er, wie die Enge in der Brust verflog und Hunger und Appetit in ihm aufstiegen. Dankend nahm er das Fleischstück entgegen, biss hinein und beschloss, die Frage nach den Umständen seiner Rettung auf später zu verschieben.

Schweigend verspeisten sie unter der sengenden Sonne ihren selbsterlegten Lunch. Nach dem Essen belud der Indianer das Kanu, packte eine ordentliche Portion geräucherten Alligators ein, dann stiegen sie ins Boot und beobachteten, wie hungrige Aasfresser über den zerfledderten Körper herfielen, kaum dass sie sich vom Ufer entfernt hatten.

Der junge Bärtige schob seinen Hut so tief wie möglich ins Gesicht und machte es sich im Bug bequem. Der Indianer saß ruhig im Heck des Bootes und paddelte. Er betrachtete das lange glänzende Rohr mit dem dicken Holzende, das nun dicht neben dem jungen Bärtigen lag. Schon weit vor den Ereignissen des heutigen Vormittags hatte dieses Rohr, das der junge Bärtige immer nur »die Flinte« nannte, die Neugierde des Indianers geweckt. Anfänglich hatte er sie für nichts weiter als eine etwas größere und glänzendere Variante jener hölzernen Blasrohre gehalten, wie er sie neben Pfeil und Bogen zur Jagd im Wald, vor allem auf Vögel und kleinere Affen, verwendete. Dafür mussten stets zunächst bestimmte Lianen geschnitten werden. Ihre Blätter und Rinden ergaben eingekocht einen dicklichen, dunkelgrünen Sud. Den Sud füllte man in kleine, verschließbare Kalebassen, hängte sie sich über die Schultern und ging in den Wald. Sobald man ein Äffchen erblickte, blieb man stehen, öffnete das Gefäß, tunkte einen Pfeil in den Sud, schob ihn ins Blasrohr, setzte das Rohr an den Mund und ließ, in dem Moment, in dem das Äffchen in Ruhe an einem Blatt oder einer Frucht nagte und sich ganz in Sicherheit wähnte, den Pfeil mit einem leisen »Pfft« herausschießen. Meist schrie das Äffchen erschrocken auf, kletterte quiekend und panisch den Baum hinauf. Manchmal zog sich ein Tier sogar geschickt den Pfeil aus der Haut, doch stets wirkte das Gift zu schnell. Seine Krallen ließen mit einem Mal alle Kräfte fahren, lösten sich vom Stamm, und das Äffchen plumpste einem direkt vor die Füße.

Das glänzende Rohr des jungen Bärtigen erfüllte, so hatte die genaue Beobachtung des Indianers ergeben, einen ähnlichen Zweck, wenn auch mit einem völlig anderem Vorgehen (vom Ergebnis ganz zu schweigen). Statt eines Suds aus Lianenblättern und -rinden benutzte er für die Jagd mit dem Rohr winzige, schwarze Kügelchen. Diese gab er am einen Ende, am dickeren, dort, wo sich auch das Holzstück befand, in eine Öffnung. Dann verschloss er diese, legte das hölzerne Ende an die Schulter und zielte mit dem anderen auf das zu erlegende Tier. Anstatt mit dem Mund zu pusten, zog er mit dem Finger an einer Art